

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 77.

Freitag, 31. März.

1916.

(B. Fortsetzung.)

## Um Ehre und Leben.

Roman von Paul Bläß.

(Nachdruck verboten.)

Die Nacht begann. Eine qualvolle ruhelose Nacht für die drei Menschen.

Kurt lag in seinem Zimmer halb entkleidet auf dem Stuhbett und starre verzweiflungsvoll in die grünverhängte Lampe.

Er war wie zerschlagen. Der Verlust des Vaters ging ihm näher, als er gezeigt hatte. Er verlor seinen besten Freund und Berater in ihm. Dann aber packte ihn auch die Angst um seine Zukunft. Was sollte nun bloß aus ihm werden? Er zermarterte sich das Hirn, aber er fand keine Antwort. Ratlos und hilflos lag er da, wie ein wahrloses Opfer all der auf ihn einstürmenden Ge-anken, und erst gegen Morgen sank er in einen unruhigen, traum schweren Schlaf.

Die Herrin des Hauses hatte sich, nachdem sie einen langen und schweren Nervenanfall überstanden, mit Hilfe der Tochter auch zur Ruhe begeben, und nun lag sie, von der großen Schwäche übermannt, in unruhigem Halbschlummer, der durch fort dauerndes leises Stöhnen unterbrochen wurde.

Lucie saß am ihrem Lager und wachte über sie. Auch sie fand keinen Schlaf. Mit großen, ernsten und blickumwachten Augen glühte sie hinaus in die mond helle Sommernacht.

Ein Stück Vergangenheit zog an ihren grübelnden Gedanken vorbei.

Ihre Kindheit erstand vor ihr. Sie sah sich und den ein Jahr jüngeren Bruder als fröhliche von Eltern lieb verhügten und verhätschelten Kinder herumspielen. Sie sah, wie jeder Wunsch ihnen erfüllt wurde, wie sie spielernd und tändelnd groß wurden, immer verwöhnt und verhätschelt durch Vater und Mutter. Es war eine sonnige und wonnige Kindheit gewesen. Aber später, als sie dann ins Leben trat und die Erfahrung machte, daß da draußen sich nicht alle Wünsche erfüllten, daß die Welt eigentlich doch ganz anders war, als man es sie gelehrt hatte, da war sie ernst und nachdenklich geworden und sah ein, daß sie von neuem anfangen mußte, zu lernen, wenn sie die Welt und ihr Tun verstehen wollte.

Der liebe, gute Papa. Ja, gut war er gewesen, viel zu gut. Immer hatte er sich von seinem Herzen leiten lassen. Unvergleichlich war sein golddechter Optimismus gewesen. Und so war es auch gekommen, daß er das Opfer seiner Gutmäßigkeit geworden war.

Eins nur begriff sie nicht: daß er hatte zum Verbrecher werden können. Nein, das sah sie nicht, denn so etwas hatte sie ihm nie zugetauft.

Sie die Tochter eines Verbrechers. Bei dem Gedanken krampfte sich ihr das Herz zusammen. Wie sollte sie es denn jetzt wagen, den anderen Leuten ins Gesicht zu sehen? Sie, die gewohnt war, mit erhobenem Haupt durchs Leben zu gehen.

Ach, sie war aufs tiefste empört über des Vaters Tat, die ihre ganze Zukunft zerstört hatte. Sie grollte ihm, daß er das tun könnten.

Und je länger sie darüber nachdachte, desto ergrimmter wurde sie. Eine heiße Wut kündete auf in ihr

und loderte empor zu jähem Hass. — Er hatte unerhört gehandelt; denn er hatte ihr ganzes Lebensglück mit einem Schlag vernichtet!

Seine Tat raubte ihr das Höchste, das Beste, das in ihr lebte, sie nahm ihr die Hoffnung auf den Geliebten! Denn wie durfte er, der Edelmann, ein Leben fesseln an die Tochter eines Verbrechers! — Mit wilder Flamme loderte der heilige Hass empor. Und in diesem Augenblick, da sie ihr junges Lebensglück zertreten am Boden liegen sah, in diesem Augenblick flüchte sie der feigen Schwäche, die der Quell alles Unglücks war.

Ja, die elende erbärmliche Schwäche hatte all den Zummer herbeigeführt und so sehr sie ihre Eltern immer geliebt und verehrt hatte, in diesem Moment war ihr Vorn so groß, daß sie dem Andenken ihres Vaters keine Sympathie mehr darbrachte, daß sie ihn anklagte und ihn erbarmungslos verurteilte.

Alles, alles Große und Gute in ihr hatte er vernichtet durch seine gemeine Tat!

Jetzt sank auch sie zusammen, getroffen und niedergedrückt durch den Schmerz um alles das, was sie nun für immer verloren hatte.

Aber nur ein paar Minuten währte das. Dann richtete sie sich wieder auf und jetzt war alles Weiche und Klagende aus ihr verschwunden.

Nein, nicht anklagen, nicht verurteilen wollte sie! Das kam ihr nicht zu! Möchte ein höherer Richter den Verirrten zur Verantwortung ziehen!

Für sie gab es jetzt eine wichtigere Mission zu erfüllen. Sie hatte erkannt, daß man nicht schwach sein durfte, wenn man weiter wollte in dieser Welt; und nun wollte sie zeigen, daß sie Kraft in sich fühlte, mit starkem Arm den Strom zu teilen, die Wogen zu bändigen, die jetzt drohten, sie und die Ihrigen zu verschlingen. Der schwachen Mutter und dem ebenso weichen und schwachen Bruder wollte sie nun ein Halt und eine Stütze zu werden versuchen. Das war jetzt ihr Ziel.

Und als dieser Wille in ihr reif wurde, da schwand auch das letzte bishchen Weichheit und Sentimentalität aus ihr, da wuchs ihre Energie empor und wurde zur eisernen unbeweglichen Kraft, die das Leben und seine Stürme nicht mehr fürchtete.

Und der nächste Tag brach an. Es war ein Tag voll Sonnenschein und Blumenduft und Läufende von Vögeln sangen dem Schöpfer Bob- und Jubelliäder.

Über für die Familie Braun wurde er ein Tag des Schredens, der seine grauenerregenden Geschichten allen drei Mitgliedern des Hauses unauslöschlich einprägte.

Schon am frühen Morgen, als kaum die Räume des Hauses geöffnet waren, kamen truppweise Leute an, die ihre Depots und Spareinlagen zurückverlangten.

Keiner von ihnen aber erreichte die Erfüllung seines Begehrns. Immer fand der alte Schmidt noch tröstende Worte für alle, so daß sie vorerst beruhigt wieder abgingen.

Gegen Mittag aber, als das Gericht über die Grenzen der Stadt hinausgegangen war, drängte ein neuer Ansturm ins Bankhaus und als auch jetzt der alte Prokurist immer nur wieder tröstend auf die Rückkehr des Chefs verwies, da brach all den Wartenden die Geduld und sie drohten mit Polizei und Gericht; einige ganz Wütende versuchten sogar die Kasse zu stürmen.

Nur mit größter Ruhe und Kaltblütigkeit der Angestellten gelang es endlich, auch jetzt wieder den Anbrang abzuwehren.

Saum aber hatten die letzten Männer das Lokal verlassen, da gab die Herrin des Hauses den Auftrag, das Geschäft zu schließen.

Dumpf und dröhnend rollten die Tür- und Fensterjalousien herunter und allen Angehörigen des Hauses war es, als klängen die letzten Erdschollen auf ein neu geschaffenes Grab.

Noch in derselben Stunde wurde der Konkurs angemeldet. Und dann kam das Gericht und legte die Siegel vor alle Geschäftsräume.

Der Glanz und das Ansehen des alten Hauses R. & Braun war verblichen und ausgesöndigt.

Nun aber brach in der Stadt der Sturm los. Ein Tumult und Aufruhr, wie er in dem sonst so friedlichen Ort noch nie dagewesen war, tobte nun mit elementarer Bohemen los.

Hunderte von Menschen, die um ihr sauer emporenes Hab und Gut gekommen waren, stürmten nun auf das festverchlossene Haus ein, bombardierten es mit Steinen und Unrat und stießen wilde Verwünschungen aus gegen den verbrecherischen Inhaber und seine Angehörigen.

Je näher man dem Abend kam, desto drohender wurde die Haltung der Wütenden, so daß Polizei und Militär einschreiten mußten, um Leben und Besitz der gefährdeten Angehörigen in Schuß zu nehmen. Erst als die Dunkelheit hereinbrach, und man das Nurklose seines Treibens einsah, ging die Menge mit tobenden Beleidigungen auseinander.

Der Tag des Schreckens war zu Ende.

Frau Luise Braun lag matt und schlaff in ihrem Zimmer. Es war der grauenvollste Tag ihres Lebens gewesen.

Alles hatte sie mitanhören müssen, all die bösen Worte, all die wütenden Verwünschungen. Und jeder Laut war ihr wie ein spitzer Stein ins Herz gegangen. Sie, die man mit ausgesuchter Höflichkeit bisher behanelt hatte, mußte sich nun alle diese Schmähungen gefallen lassen; das war zuviel für sie, und halbtot war sie umgesunken.

Nicht viel besser erging es Kurt, aber er wußt nicht von der Seite der Mutter und war um sie bemüht, ihr den Lärm der Straße fernzuhalten.

Nur Lucie war standhaft. Sie ertrug alles mit eiserner Geduld. Und sie war es denn auch gewesen, die dem alten Schmidt — mit Wissen der Mutter — von dem letzten Brief des Vaters Mitteilung gemacht und so die Anmeldung des Konkurses beschleunigt hatte.

Jetzt war das Schicksal der Familie besiegelt.

So viele Freunde das gastfreie Haus sonst gehabt hatte, niemand kam mehr zu den Unglückslichen. Und diese selbst ließen sich vor niemand sehen, weder auf der Straße noch an den Fenstern der Wohnung.

Kurt, der sofort seinen Abschied beim Regiment eingereicht hatte, bestand anfangs darauf, daß man so schnell als möglich den Ort verlassen sollte. Lucie setzte es durch, daß man tapfer aushalte, bis alles entschieden und geregelt sein würde.

So blieb man also im Ort und führte weiter ein Leben, das Einsiedlern glich, von allen gemieden und geschmäht.

Als der Konkursverwalter den Effektenbestand aufnahm und Papiere über das Privatvermögen der Herrin des Hauses sond, begab er sich zu den Angehörigen und teilte ihnen mit, daß diese Summe nicht mit in die Konkursmasse zu gehen brauche.

(Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lesefrucht. = 22

Und wenn das Herz hundert Tore hätte, wie Theben, so läßt die Freude herein zu allen hundert Toren.  
Weber.

### Meine Butternot im Jahre 1874.

Von Charitas Bischoff.

I.

Wer spricht jetzt nicht von Butter, Käse, Fett? Sogar in die Briefe schleichen sich diese viel erörterten Nahrungsmittel. Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief aus Sachsen folgenden Inhalts:

Toppischödel, d. 15. 2. 16.

Meine liebe Tante!

Wie ich höre, ist bei Euch im Norden noch gar keine Butternot, da darf ich wohl mit einer Bitte zu Dir kommen: Du würdest mich zu großem Dank verpflichten, wenn Du mir sobald wie möglich ein Postpalet von Eurer so sehr gerührten Butter schicken möchtest. Wenn es nun auch nicht ganz 10 Pfund werden, so schadet das nichts, es liegt mir aber daran, daß Du sie mir recht bald schickst. Der Preis spielt gar keine Rolle, wir wissen, daß es jetzt überall teuer ist, jurnal was irgendwie mit Fett zusammenhängt. Du sollst aber doch wissen, warum ich meinen Notdrei so weit hinaus erschallen lasse.

Denke nur, wir erwarten schon morgen meinen Feldgrauen, der auf einige Zeit auf Urlaub kommt. Du bist selbst Mutter und kannst mir nachfühlen, wie herzlich gern ich ihm die kurze Zeit recht behaglich gestalten möchte, da meine ich nun: es gehört ein bisschen Butter aufs Brot! Verzeih, daß ich Dir die Mühe mache, aber hier ist so schwer Butter zu bekommen! Hoffentlich gibst Du mir bald Gelegenheit, Dir einen Gegen Dienst zu erweisen. Um voraus dankt Dir von Herzen  
Deine treue Anna.

Butter will die! Gerade Butter, die wir selbst nicht bekommen. Aber — der Feldgrau! Verdacht muß es werden. Meine Tochter, mein gesäßiges Mozenmädchen und ich selbst, wir alle drei begeben uns auf die Buttersuche. Im Verlauf mehrerer Tage gelingt es uns durch große Ausdauer, Geduld und mit List vier winzige Päckchen, also im ganzen ein Pfund Butter, zusammenzuschlagen. Ich schicke sie eiligst ab und bedauere, daß die Sendung so häufig ausfällt — aber!

\*  
Und nun kommt mir die Erinnerung, daß ich vor langen Jahren schon einmal nachts nicht schlafen konnte, weil ich in großer Butternot war. Wir waren vor kurzem in unser nord-schleswigsches Pastoretat gezogen. Wie ein verirrtes Kind fühlte ich mich in den neuen Verhältnissen. Schmucklos und irrten meine suchenden Blicke über die unermessliche weite Ebene, in der verstreut die Höfe der Bauern lagen, die zur Gemeinde gehörten. „Kein Laut der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit!“ So dachte ich seufzend. Nicht einmal die Straße verstand ich. Würde ich je hineinmachen in die fremdartigen Aufgaben, die hier vor uns liegen?

Da trat mein Mann zu mir und sagte: „Kommt herein, wir müssen überlegen, was es für uns am Butterlager zu tun gibt, und wie wir mit der Butter zurecht kommen.“

Auf dem Schreibtisch im Studierzimmer lagen allerlei vergißte Papiere. „Sieh mal“, sagte mein Mann, „hier habe ich die Protokolle über unsere Einnahme. Die nächste, die uns bevorsteht, ist die Butterlieferung, die Woche danach kommt die Milchlieferung.“

„So?“ sagte ich verständnislos und sah meinen Mann erwartungsvoll an. Er nahm eins der Papiere, legte es vor mich hin und sagte ernst: „Ich sehe, der Buttertag muß schon nächste Woche angekehrt werden. Du tust am besten und bestreift mal mit den Väternsleuten, was es an dem Tage für dich zu tun gibt. Alle Bauernfrauen aus dem ganzen Kirchspiel werden uns an dem Tage ihre Butter bringen.“

„Wie viel mag das sein?“

„Das sind genau 890 Pfund.“

„Wa — as!“ rief ich erschrocken, „drei-hundert-neunzig, Was sollen wir mit all der vielen Butter! Die können wir doch unmöglich alle allein aufessen! Da käme ja über ein Pfund auf den Tag! Jetzt bei der Hölle! Die wird ja掌根!“

"Deshalb sage ich ja, du mußt dich mal mit den Vächtersleuten beraten."

"Ach", sagte ich seufzend, "tu du das doch. Du weißt, wie schwer mir das Dänisch sprechen wird."

"Wie unverständlich du bist! Nimm doch jede Gelegenheit zum Sprechen wahr. Wenn du dich immer darum herumkümmerst, kannst du in 10 Jahren noch nicht sprechen. Denk doch nicht, daß du gleich richtig sprechen mußt. Es schadet ja nichts, wenn du Fehler machst. Doch nur durch Übung kannst du's lernen. Frag auch nur gleich, was das mit der Milchlieferung ist, ... die von den vier Dörfern auch alle an einem Tage hierher geliefert wird?"

"So viel Milch an einem Tage? Was sollen wir denn damit?"

"Du mußt Käse daraus machen."

"Käse?"

"Ja, 80 Pfund sollen dabei herauskommen."

"Kommt denn auch das nötige Brot dazu? Sonst müssen wir uns ja die viele Butter auf den Käse streichen."

Mein Mann warf wieder "Wid in die Papiere und sagte: "Brot, Tier und Vieh, ... sind abgelöst, aber im Herbst kommt noch eine Korn- und Strohlieferung."

"Stroh?!"

"Das brauchen wir sehr, um unser Dach in Ordnung zu halten."

"Vist du denn nicht überwältigt von so viel Butter und Käse?"

"Na, erst mal haben. Ingendwie werden doch auch wohl wir damit zurecht kommen. Unsere Vorgänger sind doch auch damit fertig geworden."

Bei der Vächtersfrau hörte ich, daß ich viel und vielerlei Kuchen backen müsse; ferner sei Kaffee zu brennen und Zunder zu schlagen. Die Gäste kämen, wie es ihnen passe. Die letzten drei Jahre sei ja kein Pastor hier gewesen, da sei alles in die Nachbargemeinde gekommen. Die letzten Pastorale seien beide aus Kopenhagen gewesen, reizende Leute! — so munter und vergnügt. Es hätte den Bauersfrauen so gut gefallen, daß sie erst ganz spät bei Mondchein nach Hause gegangen seien; sie hätten warmes Abendbrot bekommen und stundenlang getanzt.

Ob ich wohl alles richtig verstanden habe? Getanzt — warmes Abendbrot — erst bei Mondchein nach Hause. Ach, die Butter! Würde das mit der Milch die Woche danach ebenso werden?

Nein, bei der Milch war es anders; da kamen die Dienstmädchen aus dem Kirchdorf, auf die übrigen Dörfer würde ich mit meinem Mädchen gehen und auf irgend einem beliebigen Hof, wo ich vorher Bescheid sagen müsse, die Milch in Empfang nehmen. Die Mädchen seien bald bewirkt, ein Glas Met und ein Stück Kuchen genüge. Der Einfachheit halber wurde gleich an Ort und Stelle der Käse gemacht. Das würde schöner Käse, denn das sei Vollmilch, die geliefert würde.

"Aber", sagte ich verlegen, "ich könne doch keinen Käse machen."

"Die Bauersfrau, bei der Sie gerade sind, die hilft Ihnen. Übrigens", fügte sie fast und überlegen hinzu, "es ist doch keine Kunst, Käse zu machen. Das habe ich gelernt, als ich 12 Jahre alt war. Nehmen Sie nur alles mit, was dazu gehört."

"Ja, gewiß. Was gehört denn dazu?"

Wieder das spöttische, überlegene Lächeln. "Nun, Sie besorgen sich ein Gläschen Käferklob, Salz und Kümmel, nehmen eine Flasche Met und Kuchen mit."

Songenvoll kam ich bei meinem Mann an. "Ich übernehme nicht die Verantwortung, daß ich alles richtig verstanden habe, aber so hat sie gesagt", und ich erzählte.

"Es ist für uns nicht maßgebend, wie der dänische Pastor es gemacht hat. Käfee und Kuchen lasse ich gelten, aber getanzt wird nicht. Bewirte und unterhalte sie so gut wie du kannst, das genügt."

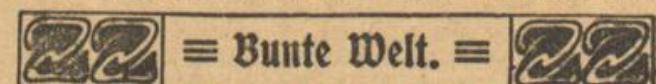
"Das genügt! Ja, gerade das Unterhalten! Mit den paar Säcken!"

Lange konnte ich nicht einschlafen. Die 80 Pfund Butter und die viele Milch machten mir große Sorgen. Ich hatte einmal ein Märchen gelesen von einem Topf, der von selbst Kochte, er Kochte, bis man das Zauberwort aussprach, das ihm Halt gab. Endlich schlief ich ein, mir träumte, ich befände den selbstkochenden Topf, der Kochte und Kochte, aber statt Käse lagt es schöne, gelbe Butter. Und es wurde immer mehr.

Butter, ich erstickte darin, denn ich hatte das Zauberwort vergessen, das dem Topf Halt gebot.

"Warum stöhnst du denn so? Was fehlt dir denn?" fragte mein Mann.

"Ach, die Butter! Das Wort!" murmelte ich schlaftrunken.



### Aus der Kriegszeit.

Wir Barbaren! Von "Welt Fürth (Wiesbaden), 5. Jt. im Februar. (Benz. Nr.) Es ist in meinem Quartier . . . Gott sei Dank, daß man jetzt wieder mal unter Menschen ist, man schlafst in einem Bett, man ist mit Messer und Gabel, frisch und gut, man fühlt sich wieder als Mensch. Meine Quartierleute sind nett zu mir, aber man merkt, daß es eine gezwungene Höflichkeit ist, die Herr, Frau und Töchterchen zutage legen. Und so etwas widert mich an. Man bietet mir eine Schale Kaffee mit Keks an — ich dankte und lehnte auch Blasenreben ab, die mir der Herr anbietet. Man findet mich töricht — na, ja es ist doch auch ein "Boche", dem man erst noch Kultur beibringen muß. Niemals böse lassen mich die Herrschaften allein. Endlich allein! Ich sehe mich im Zimmer um, da, Donnerwetter, war ich denn blind, da steht ja ein Klavier! Ein wirkliches Piano! Das ist aber fein! Meine Gefühle, ich kann sie nicht beschreiben, was ich in diesem Augenblick empfand! 6 Monate keine Tasten mehr gespielt und nun ein Klavier. Ich öffne den Deckel und dann spiele ich, spielt alles das, was sich 6 lange Monate in mir barg . . . Daneben auf dem Regal stehen die Werke unserer Meister, Schumann, Beethoven, Wagner. Unwillkürlich denkt ich an die "Barbaren". Auf einmal geht die Tür auf und . . . die Tochter des Hauses steht auf der Schwelle. Ich bin im ersten Augenblick verwirrt, sie hier, bei einem "Boche"? Da plappert sie auch schon: "Oh, wie Sie spielen! Bitte, ist es vielleicht erlaubt, hierzubleiben?", ich bejahte, aber die Lust zum Spielen war mir vergangen. Wir unterhalten uns. Die Unterhaltung nimmt allerdings nur einen langsamem Fortgang. Meine französischen Kenntnisse — 6jährige Praxis auf der Penne — erlauben es leider nicht, perfekt zu sprechen. Wir unterhalten uns von der Kunst und so langsam aber sicher kommt der junge hübsche Badisch doch zu der Einsicht, daß "Los Prussiens" doch keine Wilden sind, denn sie meint: "Wenn Ihre deutschen Kameraden all so sind wie Sie, dann ist Ihr Volk sicherlich der Grande Nation gleichzustellen. Aber ich verstehe unsere großen Zeitungen nicht, die doch immer Beweise erbringen bezüglich der deutschen Gewalttaten. Oder glauben Sie, daß Frankreichs größte Zeitungen fähig sind, zu liegen?" Ich lächle, vielleicht etwas sehr boshaft, die junge Dame merkt es, ist böse und verläßt mortifas das Zimmer . . . Ihre Gedanken sind, und doch gehört er zu den Barbaren, denn Unstand, mit Damen umzugehen, hat er nicht . . . Am Abend sitzen wir, Papa, Mama, Töchterchen und ich gemütlich beim Tee. Am Tage vorher bekam ich von der Heimat 8 große und kleine Liebespäckchen. Ich packte nun aus: 2 große Berweltmäuse, 1 Pfund feinstes Butter, Plätzchen, Schokolade und anderes mehr. Mit ihrem Blicken verschlingen sie alles. Die Deutschen haben ja zwei Jahre keine Butter mehr gesiehten und Fleisch? Ja, vielleicht mal ein Stück vom Pferde! Ich hab' meine Freunde, die Herrschaften essen zu sehen. Und wie ich nun mit der Frage heraustrücke, ob denn wir wirklich Barbaren sind, fühlt mich das Mädel auf die Nüden und schwört hoch und heilig, die Deutschen seien die besten Menschen auf der Welt . . . Das mit den Würsten hat geholfen. Die Familie sieht in mir keinen Feind mehr, sondern einen Freund, den man schon Jahr und Tag kennt. Sie sind jetzt die Liebenswürdigkeit selber zu mir und wirklich böse sind die Herrschaften — besonders der kleine hübsche Badisch, wenn ich mich ihnen nicht jeden Tag für einige Stunden widme . . . Die Franzosen, es sind doch verrückte Heringe! Erst können sie einem vergiften, bloß weil man zu den "Boches", zu den "Barbaren" gehört. Doch lernen die Deutschen wirklich kennen und sehen sie, daß wir auch Gefühl und Herz für unsere Mitmenschen haben — gleich lippen sie um und fallen einem regelrecht um den Hals und ich glaube, wenn wir — hoffentlich recht bald — fern von Frankreichs Boden sind, dann erzählen sie ihren Kleinsten — wie die Römer Hannibal ante portas . . . des Barbares dans notre pays.

**Frankreichs Schrei nach dem Gemüse.** Wie sehr die Franzosen, die mit Hilfe ihres englischen Bundesgenossen Deutschland mit Leichtigkeit auszubringen gedachten, unter der Zerstörung und dem Lebensmittelangefang im eigenen Lande leiden, geht aus dem folgenden Appell hervor, den Louis Foret im „Matin“ erscheinen läßt: „Kanonen! Munition! — so rufen wir ständig, um das Ende der Deutschen herbeizuführen. Doch es gibt einen anderen dringenderen Schrei, der sich uns aufdrängt, der Schrei nach Rüben, Spinat, Erbsen, Kohl und Kartoffeln! Denn bevor wir daran denken, die Deutschen auszutilgen, müssen wir uns damit beschäftigen, uns Franzosen ein Leben zu erhalten. Man spricht von Höchstpreisen, Beschlagnahme, beruft sich auf die Beispiele der Geschichte, auf Erfahrung und Gott weiß, was sonst noch. Doch all das sind nur Scheinmittel; nach kurzer Zeit wird das Leben noch teurer, noch schwieriger, noch unerfreulicher als es vorher war. Sicherlich werden wir, wenn wir in ganz Frankreich nur noch eine Wagenladung Gemüse besitzen werden, ein Gesetz über den Anbau und Verkauf von Gemüsen erthalten. Über es bezweifelt wohl niemand, daß es dann ein wenig zu spät sein wird. Wir haben ja das freie Meer, wodurch man entzogen ist. Allerdings. Über das Meer besteht nicht aus Rüben, Kohl und Spinat. Und was nutzt das Meer, wenn man nicht die erforderliche Anzahl von Schiffen besitzt? Darum gilt es, eiligt an Ertrag zu denken. Wenn nicht jedes Schulkind im Anbau von Gemüsen unterrichtet wird, wenn man nicht schleunigst und gründlichsten Wandel zu schaffen vermag, muß der ewige Ruf nach Kanonen und Munition sich als zwecklos oder zumindest ungerechtfertigt erweisen. Rüben! Kohl! Spinat! — das ist es, was wir am dringendsten gebrauchen.“

**Anton v. Werner als Stubenmaler.** Aus dem Nachlaß Anton v. Werners lädt Lilli v. Werner im neuesten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden „Deutschen Revue“ ein reizvolles Kapitel der noch unveröffentlichten „Jugenderinnerungen“ des Meisters erscheinen, in dem er seine Lehrjahre als Stubenmaler schildert. Der erste Lehrmeister des späteren Academiedirektors war ein geschätzter Schmetterlingshammer und Gitarrefrieler, der aber von der edlen Farbenkunst nicht viel verstand. „Meine erste Aufgabe in meinem neuen Berufe war, den niedrigen Stukotzenzaun eines kleinen Gartens, der hinter dem Theatergebäude gelegen, dem Privatgebranche des Directors Meysel diente, mit grüner Ölfarbe zu bemalen und mit weißen Köpfen zu verzieren.“ Der Meister führte den 14jährigen Knaben besonders in die Schriftmalerei und die Herstellung von Firmenschildern ein. „Auch mit den Geheimnissen der im Lodirosen behandelten Gegenstände wurde ich bekannt gemacht und habe u. a. manches Duxend Schnapsflaschen mit einer Rose und einem Spröcklein in Gold gemalt und dem Ofen zum feinen Schmelz anvertraut.“ Da es aber bei diesem Lehrer nur wenig zu lernen gab, trat Werner bei dem langjährigen Gehilfen des Meisters, der sich selbstständig machte, als Lehrling ein. „Da er sein junges Geschäft möglichst schnell in die Höhe bringen wollte, so lernte ich bei ihm auch älteren nicht gerade schönen Geschäftsrats kennen, z. B. daß man beim Anstrich von Türen und Fenstern statt mit gutem Bleiweiß mit schlechter Schlemmkreide in Öl grundiert; auch benutzte er mich, obgleich ich Volontär war, als Arbeitsmann und Lastträger. Ich mußte schwere Leitern und Stöcke mit Körben und Herdebeimern auf die Arbeit schleppen, und da ich klein und schwächlich war, so legten sich zuletzte fremde Leute, die mich auf den Stroh lagen, ins Mittel und machten meinen Vater auf die Deutschkinder aufmerksam. Dieser aber antwortete: „Der Junge muß alles lernen, mir ist auch kein Bedienter nachgelaufen,“ und zu mir: „Arbeit schändet nicht, wenn du auch adlig bist und deine Vorfahren Offiziere und vornehme Leute waren.“ Werner war einem Deutschkinder in die Hände gefallen, der ihn auch zum Bleiweißputzen, einem sehr gesundheitsgefährlichen Geschäft, benutzte. So ging er denn zu einem dritten Lehrmeister, und zwar zu dem trefflichen C. Ahrentoth, der ein großes Stubenmalergeschäft leitete. Der Lehrling wurde zwar hier seines aldrigen Namens wegen viel genutzt, kam aber mit den Gehilfen in die Umgegend von Frankfurt, wo ihn die frische Landluft und die gute Bauernföhl sehr kräftigte. Auch lernte er viel von dem Meister, der eine große Liebe zur Kunst besaß. Nun wurde er in alle Arten der Stubenmalerischen Kunst und Technik eingeführt, wie Striche ziehen, „Wie aus der Pistole geschossen“, Marmor- und Holzmalen mit Eissig- und Wachsfarbe, Ornamentzäuden, Schablonenschneiden und Pausenstechen, Bereiten oder Zusammenfügen aller Arten Firniße usw.“ Während der arbeitslosen Winterzeit widmete sich der Meister auf seine Art der höheren Kunst. „Er und der erste Obergehilfe kopierten in seinem kleinen Arbeitszimmer Landschaften in Öl nach Ed. Hildebrand,

Holgers u. a. oder malten Ornamente nach Vorbildern und nach Gips, und ich durfte nun auch mitmachen...“ Ahrentoth war auch ein sehr geschickter Ornamentzeichner, und eine reiche Sammlung von Ornamentwerken, für die er viel Geld ausgab, war ihm dabei gut hand. „Aus diesen Werken habe ich meine Kenntnis der Architektur und Ornamentik geholt, besonders aus den genialen Federzeichnungen von Julian (Paris) und aus Hendelotis „Gotik“, die ich einzig durchpauste und dadurch nicht nur eine umfassende Kenntnis des Stosses, sondern zugleich eine leichte und geschickte Hand gewann — ein Verfahren, das ich nur bestens empfehlen kann. Hier dienten diese Studien noch einen ganz praktischen Zweck, da ich bald, nachdem ich mit allen Grundlagen und Handgriffen des Handwerks vertraut war, vom Meister vorwiegend mit dem Zeichnen, Entwerfen und Übertragen von Ornamenten zu Decken- und Wanddekorationen beschäftigt wurde.“ Der Frühling brachte dann wieder fröhliche Arbeit auf dem Lande, und nun konnte der junge Werner sich auch schon selbstständig betätigen. Sein erster künstlerischer Auftrag war ein Ladeschild nach den genauen Angaben eines Doberäters, „auf dem ein Bäckerjunge dem Besucher entgegengestellt kommt, dem aus seinem umgestülpten Korb Brote, Semmeln und andere Backwaren nach allen Seiten entfallen, mit der Unterschrift: „Juva, juvate, aliter ead!“ Seine Hauptfreude aber hatte der junge Lehrling, als er bei der Arbeit in der Kirche von Kalau beschäftigt wurde, wo der alte Hochaltar und die Kanzel, beide im Rokoko, frisch vergoldet und aufgemalt werden sollten. „Während meine Kollegen anstrichen und vergoldeten, führte ich den künstlerischen Teil unserer Aufgabe aus und setzte die Himmelfahrt Christi auf dem Hochaltar und die Errettung der Welt, den Sündenfall und andere Darstellungen aus der Bibel, die als Reliefs die Füllungen der Kanzel schmückten, frisch in Farbe. Und wie! Gewiß ganz modern für damals, da mir das bloße Gemalen der Gesichter, Gewänder und Hintergründe mit schlichten Rosalårben durchaus nicht genügte. Was für einen Paradiesgarten habe ich da z. B. hingezauert!“

**Die Heiratsepidemie der amerikanischen Bühnenkünstlerinnen.** Eine ehrso unterhaltende wie lehrreiche Untersuchung der Heiratsverhältnisse in den Kreisen der amerikanischen Bühnenkünstlerinnen findet sich im „Journal des Débats“. Da Amerika das Land der zahlreichsten Geschlechter ist und zugleich die Heimat der jugendlichsten Ehen, ist es nicht zu verwundern, daß die Heiratsabsichten der Bühnenwirksamkeit in Amerika so hoch stehen, daß die Theater sich nicht allzu lange ihre Kräfte erfreuen können und immer häufiger gezwungen werden, sich nach geeignetem Géhah umzusehen. Wie der amerikanische Impresario Ziegfeld im Rückblick auf seine langjährige Tätigkeit ausführt, sind die Heiratsbeschäftigungen der Schauspielerinnen fortwährend im Steigen begriffen. Er selbst hat auf seinen Berufsscenen der Hochzeit von nicht weniger als 1440 Schauspielerinnen beigewohnt. Die Choristinnen üben ihre Tätigkeit meist nur zwei Jahre lang aus. Nach dieser Zeit sind sie — wenigstens die hübschen — fast immer schon unter die Haube gebracht. Die Solistinnen heiraten noch schneller, die Zeit ist um so kürzer, je größer die Bekanntheit der betreffenden Künstlerinnen ist. Zurw stehen die auf den Bühne notwendigen Talente mit der Begabung, einen Ehemann glücklich zu machen, in keinem direkten Zusammenhang; aber die Eitelkeit der Männer ist stärker als ihre Logik, ganz besonders im Reiche der Reklame. Die besten Heiratsaussichten haben die Schauspielerinnen, die sich einer jugendlichen und möglichst schlanken Gestalt erfreuen. Neigung zur Fülle ist oft ein schwer zu beseitigendes Hindernis. Als das beste Alter wird das zwischen 17 und 20 Jahren bezeichnet. Schauspielerinnen von 30 Jahren finden viel seltener einen Mann, vierzigjährige nur in Ausnahmefällen. Das Alter von 21 Jahren soll zehnmal so viel Aussichten haben wie das von 25. Was die Größe betrifft, so ist Mittelgröße am begehrtesten. Nach Ansicht und Beobachtung des Impresarios sind 50 Kilogramm bis 55 Kilogramm genau das gewünschte Gewicht. Über Farbe der Augen sind die Meinungen verschieden. Dagegen schwärzen 4 unter 10 Männern für Schauspielerinnen mit gerader Nase. Ganz besonders aber zieht man die Schönheit der Bühne in Betracht. Die naiven Schauspielerinnen erhalten den Vorzug. Prinzessinnen dagegen heiraten meist alte ausländische Prinzen und russische Fürsten. Die Choristinnen heiraten niemals Leute vom Theater. Dafür ziehen die Choristen es wieder vor, überhaupt ledig zu bleiben. In den letzten Jahren ist die Zahl der amerikanischen Bühnenfrauen nach Ansicht des Impresarios beträchtlich gestiegen, daß man gegenwärtig von einem Rekord auf diesem Gebiete sprechen kann.